

XVI. Der bekehrte Alchemist.

In das 17. Jahrhundert versetzt uns der treffliche Rudolf Baumbach, der Sänger der „Lieder eines fahrenden Gesellen“, in seiner Erzählung „Trug-Gold“, deren erste Ausgabe bekanntlich unter dem Pseudonym Paul Bach erschien. Getreu dem Spruche: „Des Dichters größte Sünde ist die Lüge“ liegen Baumbach alle lächerlichen Karrikaturen meilenfern.

Naturwahr, mit geschickter lebenswurdiger Feder sind die Gestalten des alten Apothekers Thomasius, sowie seines Gehülfen, des „Baccalaureus“ Fritz Hederich, gezeichnet, und wohin wir auch den Besitzer der Lowenapotheke begleiten, ob wir seinen Gesprächen lauschen, ob wir ihn in seinem Laboratorium, hinter Kolben und Retorten der Alchemie frohnend, mit seinen Gehülfen in gelahrtem Disput finden, oder ob uns der Verfasser an den Stammtisch in der Kneipe zur „goldenen Gans“ führt — allüberall heimelt uns eine gemüthliche Natürlichkeit an.

Der Hergang der Geschichte ist kurz folgender: Fritz Hederich, Baccalaureus der Medizin, hat wegen Teufelsbeschwörung, bei welcher der Gottseibeius wirklich erschienen sein soll, die Universität verlassen und, steckbrieflich verfolgt, flüchten müssen. Unterwegs erkennt ein „Doktor“ Rapontiko den Flüchtlings und weit ihn zu bewegen, mit ihm die Jahrmärkte zu beziehen, um diejenigen, welche nicht alle werden, durch allerlei Hokusfokus und Geheimmittel (welche es auch schon zu jenen Zeiten gab) ihrer Gebrechen, Leiden und unuberflussigen Gelder zu entledigen. Fritz Hederich willigt, „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe“, ein und kommt so zum Marktorte in Finkenburg, dem eigentlichen Orte der Handlung.

Es ist hier wohl angebracht, die Schilderung des Aeußeren und Inneren der Apotheke in Finkenburg wiederzugeben, welches beides Baumbach durch folgende Worte skizzirt:

„In der Hauptstraße der Stadt Finkenburg fiel ein stattliches Haus vor allen anderen Gebäuden in die Augen. Es war ganz massiv und mit steinernen Figuren reich geschmückt. Unter jedem Fenster befand sich ein Widderkopf und am Giebelfeld eine Gruppe von Ungeheuern, deren Schwänze gräulich untereinander verschlungen waren. Die beiden Enden der Dachrinne waren durch kupferne Delphine gebildet, die bei Regenwetter auf die Köpfe der arglos Vorübergehenden große Wasserstrahlen spieen. Eine breite, mit einem eisernen Geländer versehene Treppe führte zu einer gewölbten Thür, deren oberer Theil runde, in Blei gefaßte Fensterscheiben hatte. Ueber derselben stand mit großen Buchstaben geschrieben: „Apotheke zum goldenen Löwen“, und wer das gelesen hatte, der konnte mit Zuhilfenahme einiger Phantasie in dem pudelartigen Thier, das in einer Nische neben dem Eingang stand, ein Konterfei des Wüstenkönigs erkennen; von Vergoldung war nichts mehr vorhanden.“

„Auf der breiten Freitreppe spazierte häufig, und namentlich wenn die Sonne schien, ein großer Rabe würdevoll auf und nieder. Er hieß Jacob, war uralt und in der ganzen Stadt bekannt. Jacob versah eine Art von Wächteramt vor der Apotheke und hatte es namentlich auf die nackten Füße der Finkenburger Gassenjungen abgesehen. Es gehörte zu den Lieblingsvergnügungen der Straßenjugend, dem Löwen neben der Thür eine Brotrinde oder einen Knochen in den Rachen zu stecken, oder auch demselben einen papiernen Hut aufzusetzen; aber so oft einer der Schlingel bei seinen Kameraden derartiges in Vorschlag brachte, pflegte man sich zuvor nach dem Raben umzusehen. Wehe dem Unglücklichen, den Jacob bei solch freventlichem Treiben ertappte, leise schlich er sich heran und versetzte dann dem Fuß des Arglosen einen so fürchterlichen Schnabelhieb, daß der Getroffene heulend und hinkend den Schauplatz seines verruchten Thuns verließ.“

„Der Besitzer dieses wunderbaren Raben, sowie der Apotheke, war Herr Daniel Thomasius, ein gar angesehener Mann. Herr

Thomasius war Wittmann, sonst besaß er aber alles, was zum täglichen Brot gehört, Haus und Hof, Geld und Gut und außerdem noch eine schöne Tochter, Namens Else." — Soweit Baumbach.

Meister Thomasius, welcher, wie mancher seiner heutigen Fachgenossen, sehr für Alterthümer und dergleichen schwärmt, stattet nun während des Jahrmakts auch der Bude des berühmten Doktor Rapontiko seinen Besuch ab und findet hier zu seinem größten Entzücken einen Alraun. Er muß denselben natürlich zum höchsten Preise erstehen, denn wie der Doktor sagt, „der Alraun muß in der Johannisnacht gegraben werden. Damit ist's aber nicht abgethan. Soll das Galgenmännlein zauberkräftig wirken, so muß es von einer Jungfrau um Mitternacht unter tiefem Schweigen gehoben werden. Ein Hündlein muß es aus der Erde ziehen, dann schreit es wie ein Kind; und wenn die Jungfrau sich entsetzt und einen Laut von sich giebt, oder wenn das Hündlein bellt, so bekommen die bösen Geister Gewalt über die Dirne, und sie ist rettungslos verloren.“

Fritz Hederich's geradem Sinn ist dieser Betrug zuwider; von Doktor Rapontiko zum Besitzer der Löwenapotheke gesandt, um das Geld für den Alraun zu erheben, überzeugt er Meister Thomasius von der Unechtheit seines Alraun. Fritz erhält als Dank die Provisorstelle in der Löwenapotheke, muß sich aber zuvor einem kleinen Examen unterziehen, welches allerdings mit unserem heutigen Gehülfsexamen nicht in Vergleich zu bringen ist.

„Drunten in der Offizin, heißt es S. 83, öffnete der Apotheker einen Kasten und hielt dem Baccalaureus eine Hand voll dörren Krautes vor die Nase. „Was ist das?“

„Tormentilla.“

„Gut, was ist das?“

„Fritz Hederich wußte wiederum Bescheid. Das Examen wurde weiter fortgesetzt und immer war die Antwort richtig.“

„Ihr scheint nichts verschwitz zu haben. Nun merkt auf! Was ist das?“

„Fritz Hederich nahm die getrockneten Blätter in die Hand, beroch sie und sagte dann:

„Das Kraut schaut aus wie Cicuta, ist's aber nicht, sondern Kälberkropf.“

„Optime“, erwiderte der Apotheker und klopfte dem Baccalaureus auf die Schulter. „Mein voriger Subjekt hat sich anführen lassen und das Kraut für Cicuta gekauft. Jetzt wollen wir's sein lassen, morgen werden wir sehen, wie Ihr in der Rezeptirkunst beschlagen seid.“

Meister Thomasius rechnet hierauf gründlich mit Dr. Raponziko ab, und als er letzterem eröffnet, daß er ihm Fritz Hederich entführen wolle, geräth der falsche Doktor dermaßen außer sich, daß er zu Stock und Messer greift. Er wird aber von einigen starken Armen ergriffen und zur Strafe nach altem Usus vor dem Rathhause in seinem Scharlachrock auf einen hölzernen Esel gesetzt; eine gewiß noch heute wirksame und verdiente Strafe für gar manche unserer heutigen medizinischen Charlatane und Kurpfuscher.

Daß die anderen studirten Herren schon zu jener Zeit den Apotheker an und für sich nicht gerade für „voll“ ansahen, lehrt uns der komische Magister Kylander, welcher auch in der Löwenapothek wohnt und in der ersten Zeit sehr zurückhaltend gegen den neuen Hausbewohner ist. „Nachdem er aber vom Apotheker vernommen,“ heißt es in der Erzählung, „daß der Subjekt sogar ein Baccalaureus sei, hatte er sich ihm genähert und gefunden, daß Fritz Hederich ein Mensch sei, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen könne.“ Wir haben auch allen Grund anzunehmen, daß Fritz Hederich ein brauchbarer Subjekt wurde, wie man zu jener Zeit, welcher die Jagd nach Titeln wie Discipulus, Apothekerassistent &c. unbekannt war, die konditionirenden Kollegen nannte. Denn es heißt in unserer Geschichte: „Eifrig erfüllte er seine Pflicht, und wenn die Mörser erklangen, wenn die Flammen unter den Kolben und Tiegelu prasselten, so dächte ihm das liebliche Musik und es war ihm, als ob durch das einförmige Geräusch die Weise des Wiegenliedes vom schwarzen und vom weißen Schaf leise klinge.“

Derartig poetisch veranlagt sind die meisten unserer heutigen Herren Gehülfsen allerdings nicht, und ich möchte tausend gegen eins wetten, daß es ganz andere Gedanken sind, welche heute

beim Mischen der Pulver &c. die Herren Subjekte — pardon! Gehülften beschäftigen, nicht immer gerade solche, welche mit der Wissenschaft, allerdings auch nicht mit Wiegenliedern in direktem Konnex stehen.

Fritz Hederich hatte sich in Folge seiner Thätigkeit eine ziemlich selbständige Stellung erobert. „Anfangs“, heißt es, „hatte Meister Thomasius wohl ein scharfes Auge auf dem Subjekt, als er aber inne ward, daß derselbe seine Sache verstehe, so ließ er ihn gewähren und kam des Tags nur für ein oder zwei Stunden in die Offizin.“

Die weitere Thätigkeit unseres Apotheke-besitzenden Vorfahren beschreibt uns nun Baumbach sehr geheimnißvoll, indem er berichtet: „Außer dem Laboratorium, in welchem Fritz Hederich hantirte, hatte Herr Thomasius ein zweites, in welchem er allein arbeitete. Niemand durfte die Schwelle desselben überschreiten, und immer war die Thür verschlossen. Zuweilen arbeitete Herr Thomasius mehrere Tage ununterbrochen in dem geheimen Gemach, dann mußte ihm die alte Hanne (seine Haushälterin) das Essen durch ein Schiebfensterlein reichen.“ Man denke nun ja nicht, daß Meister Thomasius sich der Fabrikation von Geheimmitteln, welche heute in voller Blüthe steht, zugewandt oder gar der heuer noch mehr geschmähten und umstrittenen Fabrikation pharmazeutischer Präparate en gros gehuldigt hätte — alles dieses lag unserem ehrwürdigen Meister Thomasius fern, und ein Zufall, die Explosion einer Retorte im fraglichen Laboratorio machte Fritz Hederich mit dem geheimen Treiben seines Chefs bekannt.

Dann, nachdem Fritz behende das Feuer gelöscht, und der bleich und gebrochen auf seiner Gartenbank sitzende Apotheker sich einigermaßen erholt hatte, faßte er sein Subjekt beim Rockknopf und sprach ihm seinen Dank für die Mithülfe aus, indem er ihm von Stunde an pro Quartal drei Gulden mehr versprach und ihm die Permission gab, an zwei Wochentagen des Abends nach 6 Uhr ausgehen zu dürfen. . . .

Was nun Thomasius' geheime Thätigkeit anbelangt, so hat der geneigte Leser es jedenfalls längst errathen, daß auch Meister Thomasius, wie so mancher jener Zeit, der Alchemie seinen

Tribut darbrachte: „Das war so zu sagen in Finkenburg Stadtgeheimniß, daß Herr Thomasius viel, viel Geld ausgab, um die Tinktur zu entdecken, mit der man unedle Metalle in edle verwandeln könne.“ Er gesteht denn dem aufhorchenden Fritz Hederich auch allen Ernstes: „Daß es eine Tinktur giebt, oder vielmehr zwei, eine weiße, welche Silber, und eine rothe, die Gold erzeugt, fällt niemandem ein in Abrede zu stellen.“

Thomasius war ein Jahr lang Schüler des hochberühmten Meisters Richthausen gewesen, eines von denen, welche unter glücklichen Zeichen geboren waren. Mit eigenen Augen hatte Herr Thomasius es gesehen, wie jener Gold, liches, gelbes Gold aus seinem Schmelztiegel gezogen hatte: „Einem andern ist es gelungen, hinter das Geheimniß des Meisters Richthausen zu kommen, und das läßt mir keine Ruhe“, ruft er betrübt aus. — Sogar ein Goldstück vom feinsten Gold zeigt er dem staunenden Baccalaureus, einen Dukaten mit der Aufschrift:

„Durch Wenzel Seilers Macht
Bin ich von Zinn zu Gold gebracht.“

Meister Thomasius hatte sich nun schon Jahre lang geplagt und sagt selbst: „Wenn ich denke, jetzt hab' ich's bei allen vier Zipfeln, so ereignet sich irgend ein unglücklicher Zufall. Einmal, als ich im besten Zuge war und die Mixtur schon wie Purpur schimmerte, ließ ich vor Freude die Phiolen auf den Boden fallen. Ein andermal tropfte mir Ruß in den Kolben und gestern — doch Ihr wißt ja, was gestern geschah.“ —

Eines Tages, als Meister Thomasius wiederum von Hause abwesend ist, verlobt sich der Subjekt allen Ernstes mit des Herrn Chefs Töchterlein. Während er im Garten mit der schönen Else tausend Liebeschwüre tauscht, weiß sich der zum Hause gehörende alte Kabe Jakob Zutritt zu dem geheimen Laboratorium zu verschaffen. Er schlägt mit den Flügeln gegen den Kolben, dieser fällt um, die Scherben klingen, und die rothe Masse fließt zischend über Ofen und Fußboden. Das giebt nun nach der Heimkehr des Meisters Thomasius eine ungemüthliche Scene.

Baumbach berichtet uns darüber:

„Das Wuthgebrüll einer ganzen Elephantenheerde, verstärkt

durch einige Nashörner und Nilpferde, würde dem Pärlein unter dem Hollunderbaum sicherlich nicht einen solchen Schrecken eingejagt haben, wie das Schnauben, welches ihnen jetzt das Herannahen des wüthenden Apothekers verkündete."

Fritz muß das Haus verlassen und miethet sich im Gasthaus „Zur goldenen Gans" ein. Wie es aber allemal in solchen Liebesgeschichten zu gehen pflegt — nachdem Fritz Hederich dem Meister Thomasius bei einem nächtlichen Ueberfall das Leben rettet und letzterer nach langer Krankheit, während welcher ihn Else und Fritz gepflegt, seiner Genesung entgegengeht, ist seine Meinung über Fritz Hederich und die Alchemie eine andere geworden.

„Es war eine böse Krankheit", sagt der Apotheker, „die mich seit langen Jahren gefangen hielt; das Goldfieber hat mir meine beste Lebenszeit vergällt. Jetzt bin ich geheilt . . . u. s. w." Dann Schlusseffekt: Else Thomasius und Fritz Hederich „kriegen sich", d. h., sie werden ein Paar und unser närrischer Magister Hieronimus Kslander, welcher in jener Schreckensnacht auch von Fritz Hederich aus den Händen der Räuber gerettet wurde und eine tiefe Neigung zu Else gefaßt, tröstet sich mit den Worten: „Unschuldig leiden ist auch ein Genuß, er gleicht dem des Dulcamara-Stengel, der Anfangs abscheulich bitter, dann aber süß wie Honig schmeckt." Er kann nicht umhin, in folgender Verzweiflungshymne, „einer Trauerrede, lieblich und zu Zähren rührend wie der Gesang eines todtwunden Nachtigallenmännchens", seine Zustimmung zu der Verlobung der Apothekertochter zu geben:

„Du hast verschmäht den liebenden Magister,
 Deß Herz vergebens brannte lichterloh,
 Dich hat bethöret des Subjekts Geflüster,
 Du gabst Dich hin dem Baccalaureo:
 Ich selber unter meiner Toga Kragen
 Hab' arglos Botschaft hin und her getragen. —
 O, Else, wie mißfällt mir Dein Benehmen!
 Fürwahr, das hätt' ich nicht von Dir gedacht!
 Durch meinen Busen zieht ein tiefes Grämen,
 Und einsam klag' ich in der stillen Nacht
 Mein Leid dem Mond, der durch die Wolken wandelt:

Nein, Else, nein, Du hast nicht schön gehandelt. —
 Ihm, der gerettet mich aus Mörderhänden,
 Der mannhaft mit der Keule für mich stritt,
 Ihm sei verzieh'n, doch kann ich Dank nicht spenden
 Dem, der mir Else raubte. — Wir sind quitt.
 Zieht hin und werdet glücklich miteinander!
 Dies wünscht Euch Hieronimus Kylander.“

Damit schließt das Büchlein.

Baumbach hat sich mit Liebe in die Ausarbeitung der einzelnen Gestalten vertieft, und anheimelnd durchweht das Ganze die Poesie vergangener Landsknechtzeiten.

Hervorzuheben aus den einzelnen Charakteren ist die Ehrlichkeit des „Subjektes“ Fritz Hederich, welcher, obgleich er weiß, daß die nächste Stunde ihn vielleicht wieder frei, aber auch brotlos findet, es doch nicht über sich bringen kann, dem Apotheker Thomasius den Alraun des „Doktor“ Rapontiko als „echt“ zu verkaufen. Daß Meister Thomasius auch unter die Alchemisten gegangen war, läßt keinen Schluß auf den Grad seiner Wissenschaft zu. Wissen wir doch, daß selbst die berühmtesten Forscher jener Zeit dem Trugbilde des „Steines der Weisen“ nachjagten — diese Bände hierüber, auf welche ich in einer anderen Arbeit zurückzukommen gedenke, beweisen es.

Raimundus Lullus, welcher die wunderbarsten Resultate gefunden haben wollte, sowie der berühmte deutsche Bischof Albert von Bollstädt, welchem auf das Unfehlbarste die Verwandlung von Silber in Gold gelungen sein will, und andere blieben bis zu ihrem Tode dem Phantom treu ergeben. Meister Thomasius indeß sieht schon vor seinem Tode das Unmögliche dieses Strebens ein. Das Goldfieber hat ihm nicht das Leben bis zum Ende vergällt — es hat ihn geheilt!

„Es war eine böse Krankheit, die mich seit Jahren gefangen hielt!“ sagt er als ruhiger Mann der Wissenschaft, der das Unmögliche einfieht — und damit erhebt ihn Baumbach weit über manche Leuchte der Wissenschaft jener Zeit.

Daß die Alchemie für die Entwicklung der Chemie von außerordentlich großer Bedeutung gewesen ist, soll natürlich nicht geleugnet werden.

Einen „edlen Charakter“ nennt der „Bücher-Markt“ in einer Kritik des Romanes Fritz Hederich, den eigentlichen Helden der Erzählung. Diesem Urtheile schließen wir uns gerne an und wenden es mit vollem Rechte auch auf Meister Thomasius an, den die Lüsterheit nach Goldbereitung nicht einen Augenblick der Charlatanerie jener Zeit in die Arme trieb.

Indeß genug. Möge der verehrte Leser sich dieses „farbenprächtige Bild voll von Liebreiz und poetischem Duft“ (wie ein Kritiker das Werk Baumbach's nennt) genauer vor seinen Augen entrollen lassen.

Bemerkt sei nebenbei noch, daß es ein Apotheker N. Lemery in Paris war, der 1675 die Alchemie als „eine Kunst ohne Kunst, deren Anfang Lügen, deren Mitte Arbeiten, deren Ende Betteln ist“, bezeichnete. Gut ab vor diesem Kollegen, der in jener Zeit, in welcher die Goldmachekunst die Köpfe auch der Gelehrtesten verwirrte, mit kühlem Verstande das Unsinnsige des „Steines der Weisen“ einsah und — zu behaupten wagte!